

und Selbstorganisation, Vermischung der Lebensbereiche Arbeiten-Wohnen-Freizeit, ein neues positives Rollenverständnis älterer Frauen. Sie können damit als Wegbereitende einer neuen Frauenkultur angesehen werden. Oft wird in den Konzeptionen auf das Vorbild der mittelalterlichen Beginen Bezug genommen. Die Beginen des Mittelalters waren spirituell unabhängige und wirtschaftlich selbstständige Frauen, die gemeinschaftlich in Beginenhäusern oder -höfen lebten und in unterschiedlichen Berufen tätig waren.

Das Spektrum der Projekte

Die Formen gemeinschaftlicher Frauenwohnprojekte sind recht unterschiedlich. Es gibt diejenigen, die von Frauen gemeinsam mit anderen Frauen, für sie selbst und andere initiiert, geplant, entwickelt und umgesetzt wurden, also selbstinitiierte oder selbstorganisierte Projekte. Daneben gibt es Modelle, die von „Profis der Sozialszene“, Trägern oder Institutionen für Frauen in besonderen Lebenslagen oder mit besonderem Hilfebedarf entwickelt wurden, zum Beispiel für wohnungslose Frauen, Frauen mit Gewalterfahrung, für Migrantinnen, Aussiedlerinnen, behinderte, hilfe- oder pflegebedürftige Frauen (Beispiel: Atrium-Haus in Espelkamp). Weitere dieser *fremdinitiierten* Projekte haben ihren Ursprung bei den „Profis der Architekturszene“. Im Rahmen von Architekturwettbewerben oder Bauausstellungen werden beispielsweise Projekte frauengerechter Stadt- und Wohnungsbauplanung entwickelt. Auch diese, für Frauen geplant und umgesetzt, werden als Frauenwohnprojekte bezeichnet. Ich möchte mich jedoch auf die *selbstinitiierten, selbstorganisierten, gemeinschaftlichen Frauenwohnprojekte* konzentrieren, die ich als Frauenwohnprojekte im eigentlichen Sinne verstehе.

Hierbei gibt es Einrichtungen, in denen die Bewohnerinnen zwar ihr eigenes Zimmer haben, aber eine gemeinsame Küche und ein gemeinsames Bad miteinander teilen (Wohngemeinschaften). Und es gibt die nach meiner Einschätzung weitaus häufigere Form, in der die einzelnen Bewohnerinnen ihre abgeschlossene Wohnung haben, aber in einem Haus zusammenleben, also eine Haugemeinschaft gegründet haben. Es ist sicher nicht möglich, eine Typologie der Frauenwohnprojekte aufzustellen, da sie alle sehr unterschiedlich und einzigartig sind. Von einander unterscheiden lassen sich aber:

▲ **Haugemeinschaften älterer Frauen**, wie zum Beispiel das Wohnprojekt „Nachbarschaftlich leben für Frauen im Alter“ in München-Pasing; hier leben seit Februar 1997 acht Frauen im Alter von derzeit 65 bis 82 Jahren;

DZI-Kolumne Schattenkinder

Hundertfünftausend – Diese Zahl lässt einen so schnell nicht los. Nein, nicht die mehr als 150.000 Toten der Tsunami-Katastrophe in Südostasien sind gemeint. *Jeffrey Sachs*, der Leiter des Millenniums-Programms der Vereinten Nationen, wies vor wenigen Wochen darauf hin, dass in Afrika *monatlich* 150.000 Kinder an Malaria sterben. Von diesen toten Kindern gehen keine spektakulären, aufrüttelnden Bilder über die Bildschirme und folglich gibt es keine vergleichbare Spendenbereitschaft. Das ist für uns in den wohlhabenden Ländern umso beschämender, als es für Malaria einen wirksamen Schutz und Behandlungsmöglichkeiten gibt. Die UNO-Fachleute sagen, dass ein Erfolg über Malaria nur zwei bis drei Dollar je Einwohner der reichereren Staaten kosten würde.

Über 516 Millionen Euro haben allein die Deutschen für die Opfer der Naturkatastrophe in Asien gespendet; das sind durchschnittlich 6,30 Euro je Einwohner. Andere Länder waren sogar noch großzügiger: Die Schweizer gaben jeweils 23 Euro, die Norweger 15,90 Euro und die Niederländer 10,70 Euro. Diese Welle der Hilfsbereitschaft wurde mit Recht viel gelobt. Erstaunt registrierten zahlreiche Kommentatoren, zu welchen finanziellen Zusatzleistungen die Deutschen in der Lage sind, obwohl es ihnen wirtschaftlich doch angeblich so schlecht geht.

Die – sichtbar gemachte – Not der Tsunami-Opfer hat uns Wohlhabenden die Sicht auf die eigene Lage zurechtgerückt, zumindest zeitweise. Was wäre erst, wenn die täglich zu Tausenden an Malaria sterbenden Kinder mit ähnlicher Bildermacht in unsere Wohnzimmer drängen würden – und sie stehen nur stellvertretend für die vielen anderen im Schatten der internationalen Aufmerksamkeit Leidenden. Bilder bauen Brücken des Mitgefühls. Wo Bilder fehlen, fehlt das Mitgefühl. Das darf nicht unser letztes Wort bleiben.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de